

Deutscher Verkehrsbund

Erscheint wöchentlich /
Bezugspreis: Vierteljährlich
4,50 M. / Die Einzel-
nummer 40 Pfennige

Zentralorgan für die Interessen
der in privaten und öffentlichen Betrieben des Handels-, Transport-
und Verkehrsgewerbes beschäftigten Lohn- und Gehaltsempfänger

Redaktion u. Exped. Berlin SO 10
Mühlentischplatz 1. / Tel.: F 7,
Jannowitzgasse 197. Redaktionschluss
3 Tage vor Erscheinen des Blattes

Nummer 21

Berlin, den 25. Mai 1929

7. Jahrgang

Gegen die Reaktion.

Es ist kein Zufall, daß die Frechheit der Reaktionsäre stets dann am größten ist, wenn Sozialdemokraten in der Reichsregierung sitzen. Soweit die politischen Kreise „nationale Opposition“ mimen, ist ihr volksfeindlicher Eifer ohne weitläufige Erklärung verständlich. Ustenerreicher und gefährlicher ist der reaktionäre Flügel, den jede der bürgerlichen Regierungspartei hat. Scheinbar eifrig um die Festigung der Regierung und der Republik besorgt, dient diese Sorge doch vielfach nur als

Vedmantel einer arbeiterfeindlichen Politik.

Der kapitalistische Flügel der Volksparteier, Demokraten und Zentrumsleute geniert sich ja auch sonst nicht. Die Herren sind Reaktionsäre, ob sie in der Regierung sitzen oder der Regierung Opposition machen; sie sind Reaktionsäre, ob sie mit der Sozialdemokratie oder gegen sie regieren. Nur der Grad ihrer Demagogie wechselt. Ihr reaktionärer Mut wächst, wenn sie glauben, daß die Teilnahme der Sozialdemokraten an der Regierung den reaktionären Anschlügen und Sünden Absolution erkaufte. Es ist kein Geheimnis: daß die Mitwirkung der Sozialdemokratie an der Regierung bisher für das Proletariat nur kümmerliche Früchte trug, hat seine Ursache darin, daß unsere Genossen seit Monaten fast ihre ganze Zeit und Kraft aufwenden mußten, die zahllosen reaktionären Anschläge auf die Arbeiterrechte abzuwehren. Augenblicklich sieht es noch nicht um einen Deut besser aus.

Die Sozialdemokratie steht zurzeit in einem schweren Kampf um die Erhaltung der Arbeitslosenversicherung.

Es vereinigte sich so ziemlich alles, um die Position unserer Feinde zu stärken. Ein sehr strenger und langer Winter fiel in eine Wirtschaftskrise abgeklärter Konjunktur. Die durch den Winter stets bedingte Steigerung der in diesem Jahr schon durch die Konjunkturschwäche stark angewachsenen Zahl der Arbeitslosen erreichte ungeahnte Ausmaße. Mit der Abchwächung der Wirtschaftskonjunktur fiel zusammen das Ringen in Paris um die Höhe der Reparationslasten. Die Ungewißheit des Ausgangs der Pariser Konferenz lähmte die Initiative vieler Wirtschaftler, eine Lähmung, die sich ausdrückte in einigen zehntausenden Arbeitslosen mehr. Als in Paris kein Ende abzusehen war, belebte sich die Wirtschaft zwar schließlich wieder und — traf auf Kreditwürdigkeit. Hand in Hand mit der Erhöhung des Zinses (wir sprachen vor 14 Tagen an dieser Stelle darüber) geht die Inanspruchnahme des Geldmarktes durch die Reichsregierung. Soeben hat der Reichstag mit verhältnismäßig geringer Mehrheit eine 500-Millionen-Mark-Anleihe beschlossen, die zwar für die Geldgeber ein Bombengeschäft bedeutet, aber gerade deshalb in Wirtschaftskreisen heftige Gegenreaktion fand, weil sie den Kapitalmarkt zu stark belastet. Und

Schuld an alledem soll die „Uberspannung“ des sozialen Gedankens sein, die Erwerbslosen vor jammervoller Not und blinder Verzweiflung zu bewahren.

Herr Demokrat Gothein, der als Unternehmeranwalt seit Jahr und Tag berufsmäßig gegen die Sozialpolitik hegt, hat ein breites Gefolge gefunden. Die angesehenen Kreise um die „Frankfurter Zeitung“, das „Berliner Tageblatt“, die „Völkische Zeitung“ und die minder angesehenen und minder wichtigen Zeitungen erheben ein erschrockenes und teilweise erschreckendes Geschrei gegen die Erwerbslosenversicherung. Die Volksparteier wollten ihre Zustimmung zum Anleihegesetz abhängig machen von einer gründlichen Verschlechterung der Versicherung. Ihr Organ in Köln geht sogar so weit, die Unternehmer zu be-

Tagung des Erweiterten Vorstandes.

Am Sonnabend, dem 11. Mai 1929, tagte im Berliner Gewerkschaftshaus eine Konferenz, an der neben den Mitgliedern des erweiterten Vorstandes die Gauleiter und die Bevollmächtigten der Verwaltungsstellen mit mehr als 5 000 Mitgliedern teilnahmen. Vom Vorstand des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter waren die Kollegen Fritz Müntner und Lippert als Vertreter amwesend.

Kollege Schumann widmete zunächst den seit der letzten Tagung verstorbenen Kollegen Fritz Wehlaug und Karl Schulze einen ehrenden Nachruf, den die Konferenzteilnehmer stehend anhörten.

Die Konferenz erledigte hierauf einige geschäftliche Angelegenheiten. Es wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die im § 31 Abs. 2 vorgezeichneten Beitragsbefreiungen der Mitglieder während der Dauer nachweisbarer Krankheit und Arbeitslosigkeit findet auch auf die Karenzwoche entsprechende Anwendung.
2. An Mitglieder der „Rentita“, die auf die Witwen-Unterstützung schriftlich verzichtet leisten, kann der in der früheren „Rentita“-Satzung vorgesehene Sterbegeldzuschuß gezahlt werden.

Zu dem von dem Abgeordneten Dr. Mittelmann im Reichstag eingebrachten Antrag, betr. Änderung der

Schwören, sich gegen jede Beitragserhöhung zu sträuben, damit die Reichsanstalt nicht aus der Verlegenheit herauskomme, denn mit der Verlegenheit schwinde auch der „Reform“-wille. Das Zentrum war wie immer halb Jesuit, halb biederer Volkstreue. Nach Sparsamkeit schreiben jetzt die bürgerlichen Parteien — nach Sparsamkeit in Sozialausgaben. Als es Zeit war, zu lärmten, als eine schandbare Finanzpolitik die Reichskasse zugunsten deutschnationaler, volksparteilicher, demokratischer und anderer Unternehmer plünderte und

die heutige Situation unabwendbar

vorbereitete, da haben die besorgten Sparsamkeitsfanatiker sein säuberlich das Maul gehalten. Ihre Laskigkeit gleicht der eines Bankrotteurs, der seinem schuldigen Sparsamkeit empfindet, damit er dem Schuldner neue Gelder geben kann. Das Proletariat hat aber wirklich andere Sorgen, als seinem Schuldner neue Raubzüge zu ermöglichen. Die wenigen hundert Millionen, die das Reich der Reichsanstalt als Darlehen geben mußte, damit den wohlverworbenen Ansprüchen der Erwerbslosen Rechnung getragen werden konnte, sind nur ein Bruchteil der Millionen, die sich die „Wirtschaft“ aus dem Reichsäckel holte. Den Ansprüchen der Wirtschaft kann nie Genüge getan werden. Wenn sie gar keine Lasten zu tragen hätte und die Arbeiter auf Lohn verzichteten, auch dann würde sie noch jammern. Deshalb gilt es, in Arbeiter-freien kaltes Blut zu bewahren, und wenn sich das soziale Trommelfeuer der „Wirtschaft“ und ihrer Parlamentarier vernehmen sollte. Die Erwerbslosenversicherung ist uns am nichts feil, und wenn die Herren „Uberspannungen und Mißbräuche“ entdeckt haben, dann sind sie freundlichst eingeladen, uns die Stillschichtigkeit ihrer Behauptungen zu beweisen. Die Arbeiter aber sind gewarnt:

Dem wütenden Frontangriff müssen sie eine tiefgekaffelte Verteidigung entgegensetzen, die vom Minister bis zum letzten Klassenbewußten Arbeiter geht.

Wir wollen nicht, daß die Opfer der kapitalistischen Mißwirtschaft verhungern. Wir lassen es nicht zu, daß sich die Unternehmer von ihrer Verpflichtung der sozialen Wiedergutmachung loslügen.

Berordnung über Kraftfahrzeugverkehr, teilte Kollege Schumann mit, daß es vollkommen irreführende Behauptungen seien, wenn ihm nachgelagt wird, daß er sich im Verkehrsausschuß des Reichstages ausdrücklich gegen das Vorführrecht der Straßenbahnen ausgesprochen habe. Die Sachlage ist gegenwärtig folgende, daß der Antrag Mittelmann zurückgezogen wurde und der Verkehrsausschuß beschlossen hat, die Reichsregierung zu ersuchen, eine Neufassung der Verordnung über den Kraftfahrzeugverkehr vom 16. 3. 1928 baldigst vorzulegen.

Kollege Schumann richtete an die Konferenzteilnehmer das Ersuchen, in der fraglichen Angelegenheit, ohne vorherige Verständigung mit dem Bundesvorstand, selbständig feierliche Schritte zu unternehmen.

Sobald referierte Kollege Schumann über den

Stand der Zusammenschlußverhandlungen mit dem Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Nachdem der Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands auf Grund seines Frankfurter Verbandstagsbeschlusses zunächst ausstieg, haben der Beirat des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter in seiner Sitzung vom 11. und 12. Dezember 1928 und der erweiterte Vorstand unserer Organisation in der Sitzung vom 15. und 16. Dezember 1928 einstimmig beschlossen, die Verhandlungen über den Zusammenschluß beider Verbände sofort aufzunehmen.

Am 15. 1. 1929 fand dann eine Sitzung von Vertretern der Verbände des Verkehrsbundes und des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter statt, in der vollkommene Übereinstimmung erzielt wurde, daß sofort in die Erörterungen der Bedingungen eingetreten werden soll, unter denen der Zusammenschluß durchzuführen ist. Diese Aufgabe wurde einer sechsmitgliedigen Kommission übertragen, die in der Zwischenzeit wiederholt zusammengetreten ist. Das Ergebnis dieser Beratungen ist in einer Anzahl formulierter Vorschläge zusammengefaßt, die sich auf die Gliederung bzw. den Aufbau der neuen Organisation und auf die Regelung der Beitragsfrage beziehen. Der Referent erläuterte diese Vorschläge im einzelnen und erludte die Konferenz, den Vorstand zu ermächtigen, die Verhandlungen auf der Grundlage dieser Vorschläge weiterzuführen.

Im Zusammenhang mit der Verschmelzungsfrage und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter sich ebenfalls mit der Einführung einer Invalidenunterstützung beschäftigt, machte Kollege Schumann den Vorschlag, daß einheitliche Bestimmungen über die Invalidenunterstützung geschaffen werden sollen. Da auf Grund des Leipziger Bundestagsbeschlusses bereits am 1. Juli d. J. Beiträge zu unserer Invalidenunterstützung erhoben werden sollen, wurde vorgeschlagen, falls nicht noch vor dem 1. Juli d. J. eine Verständigung mit dem Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter über die Beiträge und Unterstützungen erzielt werden kann, die Beitragserhebung auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen. Wenn auch die weiteren Fragen, wie z. B. die Regelung der Unterstützungen usw., in der Kommissionsberatung geklärt worden sind, soll das gesamte Unterlagsmaterial den Funktionären zur Kenntnis- und Stellungnahme zugänglich gemacht werden.

Dr. Mann-Berlin erachtet es für wünschenswert, die Invalidenunterstützung einheitlich zu regeln und die Inkraftsetzung solange zu verlegen. Bezüglich der Erwerbslosenunterstützung trat der Redner dafür ein, daß eine Herabsetzung der Unterstützungssätze nicht vorgenommen wird.

Kollege Müntner vom Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter erklärte, daß der Bericht des Kollegen Schumann über die bisher geführten Verhandlungen durchaus den Tatsachen entspreche. Er betonte, daß als Voraussetzung für den Zusammenschluß, den auch der Vorstand des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter herbeiwünscht, eine möglichst Klärschritte auf die Eigenarten der in den beiden Verbänden zusammengeführten Berufsgruppen beachtet werden muß. Das gelte namentlich für die Regelung der Beitrags- und Unterstützungssätze.

Was die Invalidenunterstützung anbetrifft, halte auch er es für zweckmäßig, wenn die Bestimmungen für beide Verbände einheitlich gefaßt und zu gleicher Zeit in Wirksamkeit gesetzt werden. Ob die Inkraftsetzung der in Betracht kommenden Bestimmungen am 1. Juli bzw. am 1. Oktober, oder zu einem anderen Zeitpunkt erfolgt, sei eine Frage, die man augenblicklich offen lassen könne.

Von der Verkehrsbundjugend . . . !

Antworten auf eine Rundfrage.

Vorbemerkung.

Vor einigen Wochen sandten wir 90 Fragebogen an junge Mitglieder unserer Berliner Bezirksverwaltung, um einmal stichprobenhaft einen Einblick zu gewinnen in die Stellung der jungen Generation zu ihrem Beruf, in ihre Freizeitgestaltung, in ihre geistigen Interessen, in ihre Beziehungen zur Gewerkschaftsbewegung. Selbstverständlich benutzten wir auch die Gelegenheit, uns nach den Lohn- und Arbeitsbedingungen unserer Jungkollegen zu erkundigen.

Fast drei Dutzend, genau 35, junge Menschen, haben uns geantwortet, darunter 4 Mädels. Sie haben uns auf unsere Fragen teils kurz und knapp, teils eingehend und ausführlich Auskunft gegeben. Aber wie auch die Antwort, die wir erhalten haben, ausgefallen ist, immer spiegelt der ausgefüllte Fragebogen eine Individualität in ihren eigenartigen und einzigartigen Zügen wider.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, diese verschiedenen Individualitäten mit ihrem besonderen Lebenslauf, ihren besonderen Interessen und ihren besonderen Idealen zu schildern. Manche psychologische Feinheit und manchen ausgeprägten Charakter gäbe es da zu zeigen. Wir würden auf sittlichen Ernst und jugendhafte Laubbübigkeit, auf bittere Enttäuschtheit und fröhlich-unbekümmerten Optimismus, auf selbstsichere Eigenwilligkeit und stumpfes Mitder-Masse-Gehen, auf geistige Beweglichkeit und unbeholfene Schwerfälligkeit, auf kindliche Romantik und männlichen Wirklichkeitssinn stoßen. Hier ist die 15jährige Packerin, zufrieden in ihrem Beruf, weil sie leichte und saubere Arbeit hat, die sich vorgenommen hat, Verkäuferin im Konsum zu werden, und in vernünftiger Stimmung, in ihrer Freizeit sich dem Sport und Lesen guter Bücher widmend, wartet, bis sie alt genug geworden ist, um im Konsum eingestellt zu werden. Dort ist der 15jährige Bürobote, der, trotzdem er selbst lieber Autoschlosser gelernt hätte, weil er sich für Autos interessiert und er diesen Beruf für erfolgversprechend hält, auf die Frage „Macht dir deine Arbeit Freude?“ prompt „Ja“ schreibt, aber auf das neugierige „Warum? Warum nicht?“ freudig-dachsig antwortet: „Darum streiten Götter selbst vergebens“. Hier ist der 19jährige Radfahrer, der darüber klagt, in ständiger Lebensgefahr zu schweben, aber nicht nur deswegen sich einen anderen Beruf wünscht, sondern auch, weil er in sich den Drang fühlt, seinen Mitmenschen zu helfen; Krankenpfleger zu werden, ist sein Lebensziel. Dort ist der 16jährige Laufhursche, der glücklich ist, immer in frischer Luft sein zu können, und nicht Lehrling werden wollte, um sich nicht vier Jahre lang ausnutzen zu lassen. Hier ist der 17jährige Arbeitshursche, der sich der Gewerkschaftsbewegung angeschlossen hat, „um zu lernen, für mein Recht zu kämpfen“, und der baldmöglichst Fensterputzer werden will, „weil es mir Spaß macht“. Dort ist der 15jährige Malerhelfer, erst drei Wochen in seinem neuen Beruf, in der DVB-Jugend, „weil die meisten Freunde angehörig sind und auch aus Ueberzeugung“, der für zwei Mark (1) Taschenlohn wöchentlich 8, 10, ja 11 Stunden am Tage schuffen muß, freudlos schuffen muß, weil ihm die Stellung von den Eltern aufgezungen worden ist, während er davon träumte, Seemann zu werden und die Welt kennenzulernen. So könnten wir noch viel Interessantes, Ernstes und Heiteres berichten.

Aber wir dürfen nicht vergessen, das hinter dem Individuellen, es überrückend und überwuchernd, das Typische steht, das in sozialen Ursachen wurzelt. Die vielen Einzelschicksale, die uns aus den Fragebogen entgegenreten, sind eingebettet in das große Schicksal der deutschen Arbeiterklasse. Arbeiterkinder sind es, die zu uns sprechen, und nicht nur von ihrem eigenen privaten Erleben, sondern — bewußt und unbewußt — auch von Arbeiterlos und Arbeiternot, Arbeiterberuf und Arbeitererzähl, Arbeiterdenken und Arbeiterfühlen überhaupt erzählen. So lassen sich denn in den 35 persönlichen Porträts einige Linien des allgemeinen Bildes unserer Gewerkschaftsjugend entdecken. Und auf dieses allgemeine Bild kommt es uns als Gewerkschafter, die wir die sozialen Grundlagen des Arbeiterlebens ändern, verbessern wollen, vor allen Dingen an.

Wir müssen jedoch beachten, daß 35 beantwortete Fragebogen eine zu schmale Basis darstellen, um aus ihnen typische soziale Tatbestände unserer DVB-Jugend mit absoluter Sicherheit und statistischer Genauigkeit entnehmen zu können. Wir müssen uns vor vorschnellen verallgemeinernden Folgerungen hüten. Aber wenn es sich z. B. zeigt, daß die überwiegende Mehrheit der Boten und Mitfahrer Freude an ihrem Beruf hat, daß der achtstündige Arbeitstag größtenteils innegehalten wird, daß Sport und Politik die Gemüter unserer jungen Verbandskollegen am meisten fesseln, daß die Berufsschule fast ausnahmslose Anerkennung findet, so läßt dies bei aller Vorsicht schon wertvolle Rückschlüsse zu — wenigstens auf die vielen Hunderte von jungen DVB-Mitgliedern in Berlin, unter Umständen auch auf die Verkehrsbundjugend überhaupt, deren Anschauungen uns nicht durch einen Fragebogen im einzelnen bekannt geworden sind.

Daher glauben wir, die Ergebnisse unserer kleinen Erhebung der Gesamtmitgliedschaft mitteilen zu dürfen. Wir hoffen, daß unsere Zeilen zahlreichen Kollegen die Anregung geben werden, sich mehr als bisher um unsere Verbandsjugend zu kümmern und zu bemühen.

Allgemeines.

Zunächst einmal wollen wir uns einen zahlenmäßigen Ueberblick über unsere Erhebung verschaffen.

Wie gesagt; 35 Antworten sind bei uns eingegangen, 31 von Jungen, 4 von Mädchen.

Die Beantworter stehen in einem Alter von 15 bis 28 Jahren. Ihr Durchschnittsalter beträgt etwas über 19 Jahre.

Den Berufsangaben nach haben sich an der Rundfrage beteiligt: 11 Boten (Durchschnittsalter 17 Jahre); 5 Arbeitsburschen (D.A. 18½ J.); 4 Packer (D.A. 22 J.); 4 Handwerkhilfsarbeiter (D.A. 19 J.); 3 Hausdiener (D.A. 18 J.); 2 Mitfahrer (D.A. 16½ J.); 2 Revidierer bei den Gaswerken (D.A. 25½ J.); 1 Büroangestellter (Alter 17 J.); 1 Kohlenträger (A. 19 Jahre); 1 Handelshilfsarbeiter (A. 22 J.) und 1 Reinmachermädchen (A. 17 J.).

Die Zeitdauer der Berufstätigkeit schwankt zwischen 1 Monat und 11½ Jahren. Sie beträgt im Durchschnitt 2½ Jahre. Von den älteren Jungkollegen haben fast alle schon den Beruf gewechselt (von den Arbeitsstellen ganz zu schweigen). Eine Ausnahme bildet z. B. der Handelshilfsarbeiter, der seit 7½ Jahren in derselben Stellung, die ihm nach seinen Mitteilungen „günstige Arbeitsbedingungen und vornehme Behandlung“ bietet, seinen Beruf ausübt. Den Rekord im Berufswechsel stellt ein 23jähriger Revidierer bei den Städtischen Gaswerken, der sich in zehn verschiedenen Berufen versucht hat, und zwar als Kaufmannslehrling, Hüteteile, Formerlehrling, Anstreicher, Stellmacherlehrling, Packer, Hausdiener, Ankerwickler, Arbeiter in einer photographischen Gesellschaft und schließlich als Revidierer. Aber auch unter den Fünf- bis Zwanzigjährigen haben manche eine stattliche Anzahl von Berufen hinter sich. Geldmangel, die Lehre durchzuführen, Krankheit, Erwerbslosigkeit, schlechte Lohn- und Arbeitsverhältnisse, Aussicht auf bessere Entlohnung und Behandlung werden in der Regel zur Erklärung des Berufswechsels angeführt.

Arbeitsfreude.

Von den 35 Beantwortern unseres Fragebogens geben 33 Auskunft, ob ihnen ihre Arbeit Freude macht oder nicht. 17 erklären Ja, 13 Nein, 3 sind geteilter Meinung.

Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß Selbständigkeit und Abwechslung in der Arbeit, kollegiales Verhältnis zu den Arbeitskameraden, gute Lohn- und Arbeitsbedingungen die Grundlagen jeglicher Arbeitsfreude sind, während Unselbständigkeit, Einformigkeit, schlechte Behandlung seitens des Unternehmers oder älterer Kollegen, geringer Lohn, lange Arbeitszeit die Arbeitsfreude lähmen und töten.

Gehen wir der Arbeitsfreude in den einzelnen Berufszweigen nach, so gelangen wir zu folgenden interessanten Resultaten:

Von den 10 Boten, die unsere Frage beantworteten, macht 6 ihre Arbeit Freude, „Saubere Arbeit“, „Leichte Arbeit“, „Weil ich noch sehr viel lernen kann, um später einmal einen anderen Posten zu bekleiden“ — sind einige der Begründungen. 1 Bürobotin schreibt auf die Frage: „Macht Dir Deine Arbeit Freude?“ „Nein, manchmal ja“ und zwar verdriß ihr das viele, allem zu viele Laufen die Arbeitsfreude. 3 Boten sind mit ihrem Beruf völlig unzufrieden. Alle drei geben zu geringen Lohn als Ursache an. Und zwei von ihnen, die als Radfahrer beschäftigt werden, klagen über die Lebensgefahr, in der sie sich dauernd befinden. Wer den Großstadtverkehr kennt, wird den beiden Jungen ihre Klage nachfühlen können. 8½ Stunden Arbeitszeit, dazu ständig die Angst überfahren zu werden, also höchste Nervenanspannung — und nur 24 Mark Lohn die Woche und 3 Tage Urlaub im Jahr — ist es erstaunlich, daß diese jungen Menschen ihren Beruf verabscheuen, so gern sie Radfahren an sich auch mögen und sich als eifrige Radsportler bekennen?

Die beiden Mitfahrer, die uns berichteten, haben Freude an ihrer Arbeit, trotzdem der eine sich über eine tägliche Arbeitszeit von 11—13 Stunden und der andere sich über die Rücksichtslosigkeit der älteren Kollegen beschwert. Dafür bietet der Beruf reiche Abwechslung und gefällt, wenn man, wie der eine treffend schreibt, „an leichte Arbeit nicht gewöhnt“ ist.

Von den 4 Handwerkhilfsarbeitern empfindet nur einer Arbeitsfreude in seinem Beruf. Die Nöte des Malerhelfers haben wir schon kennen gelernt. Auch noch einer, der Furnierier ist, erklärt, kein Interesse für seine Tätigkeit zu haben, während der dritte über geringen Lohn klagt.

Wenig Arbeitsfreude findet man auch bei den Arbeitsburschen. Schlechte Arbeitsbedingungen sind der Grund. Einer gibt als besondere Ursache an, daß ihm 7 Stunden Berufsschule abgezogen werden vom Lohn (nebenbei: der einzige von den 14 Jungkollegen, die die Berufsschule besuchen, bei dem ein solcher Lohnabzug erfolgt!).

Von den 3 Hausdienern kann nur einer Geschmack an seinem Beruf finden, weil er Geld verdiene, die Arbeit abwechslungsreich sei und er viel mit Leuten zusammenkomme. Dabei wird dieser arme Kerl übermäßig ausgenutzt: 10—11 Stunden beträgt die tägliche Arbeitszeit, Ueberstundenbezahlung gibt es nicht. Das

gegen arbeiten die beiden Unzufriedenen „bloß“ 9½ Stunden täglich und bemängeln — mit Recht — die lange Arbeitszeit und den geringen Entgelt!

Sehr lehrreich sind die Mitteilungen, die die Packer über ihre Stellung zu ihrem Beruf machen. Den einen befriedigt seine Tätigkeit, weil sie immer abwechslungsreich sei, der andere, der schon 8½ Jahre den Beruf ausübt, ist ihrer überdrüssig geworden, weil „bereits so eingearbeitet, daß mir jeder Handgriff mechanisch ist“. Aehnlich schreibt der dritte, dem seine Arbeit nur dann Freude macht, wenn sie von ihm alleine verrichtet wird. „Zu monoton, zu regelmäßig, da jede Woche die Kollis gleich sind.“ Auch ist ihm die Arbeit oft körperlich zu schwer.

Berufswünsche.

Die Angaben über die Arbeitsfreude werden wirksam ergänzt durch die Antworten auf die Fragen: „Hättest du lieber einen anderen Beruf ergriffen? Welchen? Aus welchem Grunde? Warum hast du es nicht getan?“ 26 von den 35 haben Berufswünsche. Bei denen, die keine Freude an ihrer Arbeit haben, ist dies selbstverständlich. Doch ist hierbei eine Beantworterin, die trotz ihrer Unzufriedenheit keinen anderen Beruf als erstrebenswert angibt. Aber auch unter denjenigen Jungkollegen, die Freude an ihrem gegenwärtigen Beruf empfinden, ist ein großer Teil, der lieber einen anderen Beruf ergriffen hätte. Der Zahl nach sind es 10, während nur 7 bedingungslos mit ihrem Beruf einverstanden sind.

Was haben die jungen Leute werden wollen? Wohin zogen sie Neigung oder Verstand? Auf dem Wunschzettel stehen 11 handwerkliche Berufe, darunter viermal Autoschlosser und je zweimal Buchdrucker und Maurer, 3 ungelernete Berufe, 1 Landwirt, 1 Jugendpfleger, 1 Krankenpfleger, 1 Seemann, 1 Universitätsstudium, 2 Kontoristin und 1 Verkäuferin. Besonders vermerkt sei ein weißer Rabe, der nicht Kraftfahrer werden wollte, als es für ihn einmal in Betracht kam, weil — abgesehen von finanziellen Hindernissen — bei ihm „keine Neigung und Interesse dafür bestand!“ Und das zu einer Zeit, in der Tausende von Jungenherzen nur die eine Sehnsucht haben, am Autosteuer zu sitzen!

Liest man die Begründungen dieser Berufswünsche, so findet man immer wieder: „Weil ich Lust dazu habe“, „Interesse“, „besserer Verdienst“, „besseres Fortkommen“. Ideelle und materielle Begründungen halten sich — im ganzen gesehen — ungefähr die Wage.

Warum aber sind die Berufswünsche nicht in Erfüllung gegangen? Am häufigsten (neunmal) war es Geldmangel oder Zwang zum Mitverdienen für den Familienunterhalt, der eine Ausbildung mit mehreren Lehrjahren nicht zuließ. Aber auch die Tatsache, daß keine Lehr- bzw. Arbeitsstelle frei war, wird oft genug verzeichnet (sechsmal). Mangelnde Schulbildung (zweimal), Krankheit (zweimal), Widerstand der Eltern (zweimal), jugendliches Alter (zweimal) sind weitere Ursachen, die die Berufswünsche der jungen Menschen zum Scheitern brachten.

Freizeit und geistige Interessen.

Was interessiert unseren Jungkollegen am meisten? Womit füllen sie ihre Freizeit aus? Das sind weitere Fragen, die wir stellten. Denn so befriedigend auch der Beruf sein, so viel Freude auch die Arbeit machen mag — niemand arbeitet den ganzen Tag, jede Arbeit bedarf des Ausgleichs durch Entspannung, Erholung. Und nun gar, wenn die Arbeit freudlos ist, wie stark verlagert sich das Glücksbedürfnis in die Stunden der Freizeit, die dann das Leben erst lebenswert erscheinen lassen! Das Bild unserer Gewerkschaftsjugend wäre sehr unvollständig, würden wir nicht auch darstellen, wie sie ihre Freizeit gestaltet.

Wir geben im folgenden einmal eine kleine Statistik, wie häufig in den Fragebogen die einzelnen Interessengebiete angeführt worden sind. Nichts kann uns die Freizeitgestaltung und die Interessen unserer Jungkollegen deutlicher zeigen.

	Was interessiert dich besonders?	Wie verbringst du deine Freizeit?
Politik (Partei, Reichsbanner)	20	7
Gewerkschaft	4	11
Sport	26	12
Wanderung	3	9
Literatur	5	3
Musik	3	1
Radio	6	—
Kino	2	2
Theater	2	1
Sonstiges	3	—

Die erste Reihe unserer Tabelle veranschaulicht, was unsere Jungkollegen interessiert, die zweite Reihe, wie sich dieses Interesse praktisch auswirkt. Dabei muß man Politik und Gewerkschaft sowie Sport und Wanderung zusammen betrachten. Für viele Jungmitglieder wirkt sich ihre Anteilnahme an den politischen Fragen in ihrer gewerkschaftlichen Betätigung aus. Nur wenige trennen ausdrücklich zwischen Partei- und Gewerkschaftspolitik. Ebenso setzen viele Sportlustige ihre Sportfreude in Wanderungen um.

An der Spitze der Interessen der jungen Generation steht zweifellos der Sport. Hat jemand ein anderes

„Ich glaube an Kapitalismus!“

In der letzten Nummer der Zeitschrift „Der Arbeitgeber“, dem offiziellen Organ der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, wird triumphierend ein Aufsatz abgedruckt, den der Sekretär der General Federation of Trade Unions, W. A. Appleton, London, unter der Überschrift „Ich glaube an Kapitalismus“ in englischen Blättern veröffentlicht haben soll. Die Zeitschrift der Unternehmer meint einleitend, daß diese Ueberschrift für einen Sozialisten sehr müßig sei und glaubt, den Aufsatz eine beherzte Abrechnung mit jenen Gewerkschaftskreisen nennen zu sollen, die dem „verannten und darum verhassten Kapitalismus alles in die Schuhe schieben, was es unter Gottes Sonne an tatsächlichen und vermeintlichen Missethänden gibt und die alles Heil in einer möglichst weitgehenden Sozialisierung sehen.“

Wir möchten zunächst diese lobende Begeisterung der Unternehmer-Zeitschrift mit dem Hinweis dämpfen, daß die General Federation of Trade Unions mit einer Mitgliederzahl von wenig über 2 1/2 Millionen keineswegs in ihrer Bedeutung etwa dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund gleichkommt, vielmehr nur eine Abplittierung der großen englischen Gewerkschaftszentrale ist, die unter der offiziellen Bezeichnung Trade Union Congress mehr als 4,8 Millionen Mitglieder umfaßt. Die Abplittierung der General Federation von dem T.U.C. erfolgte vor etlichen Jahren wegen politischer Differenzen und sie hat der ergebnislosen, die noch vor drei Jahren angeblich 900 000 Mitglieder hatte, einen ständigen Mitgliederstand gebracht. Der Artikelfreier, Mr. Appleton, stand vor Jahren in der englischen sozialistischen Bewegung. Ueber seine gegenwärtige politische Rolle sei auf Grund authentischer Auskünfte nur das angelegt, daß die englische Gewerkschaftsbewegung keinerlei Notiz nimmt von dem, was Mr. Appleton tut oder schreibt.

Sowohl über die Person des Verfassers, dessen Aufsatz die Zeitschrift der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände der Uebersetzung und des Abdrucks würdig erachtet. Im „Arbeitgeber“ ist als Erscheinungsort nur die unbestimmte Angabe „in englischen Blättern“ zu finden. Unsere englischen Freunde waren nicht in der Lage, uns auch nur eine Zeitung mit dem Originalartikel zuzuschicken, man erinnert sich auch nicht, einen solchen Aufsatz gelesen zu haben. So groß ist die Beachtung, die man in England diesem Aufsatz widmete.

Auf den Inhalt des Artikels, von dem wir hoffen wollen, daß er in der Schmelde des „Arbeitgeber“ wenigstens richtig überseht ist, wollen wir nur kurz eingehen. Der Verfasser läßt einem Redner, der sich in irgendeiner Streifendruckung dafür einsetzt, daß das Problem der Arbeitslosigkeit nur zu lösen sei durch Sozialisierung der Produktionsmittel, der Verteilung und des Austauschverkehrs, die Frage stellen, welchen Beweis er für diese Behauptung habe. Nach Rede und Gegenrede muß der nicht sehr gewählte Redner, unter dem man sich annehmend den Verfasser selbst vorzustellen hat, schließlich kleinmütig zugestehen: „Allerdings, alter Junge, daran habe ich niemals gedacht.“ Woran nämlich? Doch es zur Zeit des englischen Königs Karl II. (1660—1685) in England bei einer Bevölkerung von nur 5 500 000 Seelen 1 300 000 Arbeitslose, also 25 v. H. der Einwohnerzahl, gegeben habe, während die heutige Zahl der englischen Arbeitslosen, die mit fünf Viertel Millionen angegeben wird, zu einer englisch-schottischen Bevölkerung von 40 Millionen ins Verhältnis zu bringen sei. Wenn es also wahr wäre, daß der Kapitalismus ein Fluch für das Land gewesen sei, so müßte mit zunehmender Bevölkerung der Prozentatz der Unbeschäftigten und auf öffentliche Fürsorge Angewiesenen im entsprechenden Verhältnis mit ansteigen sein. Das Umgekehrte aber sei der Fall. England könne heute eine achtfach größere Bevölkerung ernähren als im Jahre 1670 und dies bei einem Lebensstandard, von dem die Untertanen Karl II. nicht einmal geträumt haben.

Jedes Wort der Erwiderung auf diese prächtige Logik würde nur abklingend wirken. Bezeichnend bleibt, welche geistige Rost das führende Unternehmertum seinen Lesern glaubt zumuten zu können, abgesehen von den irreführenden Angaben über die Personlichkeit und die Bedeutung des englischen Kritikerschreibers. Wie schlecht muß es um eine Sache stehen, die solcher schiefen Argumente bedarf. Die Unternehmertumszeitschrift aber ist darüber anderer Ansicht und fügt zum Schluß aus eigenem folgende pathetische Bemerkung hinzu:

„Was würde wohl mit einem deutschen Arbeiterführer geschehen, der versuchen würde, so tief (!) und doch so unkompliziert in diese oder eine andere Materie um das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit hineinzukommen und den Gewerkschaften solche Lehren aufzulegen.“

Man muß schon glauben, daß der Hinweis auf den längst verstorbenen Karl II. (Nachfolger des e n t h a u p t e t e n Karl I.) in der Redaktion der Unternehmertumszeitschrift solches Wohlgefallen erregt hat, daß man blind für den wahren Wert des weber der Uebersetzung nach des Abdruckes würdigen Aufsatzes war. Solche Früchte wachsen schließlich auch bei uns im Lande. Wenn die führende Unternehmertumszeitschrift im übrigen glaubt, ihren Lesern Unterschätzung der wissenschaftlichen Fundierung der freien Gewerkschaftsbewegung predigen zu sollen — uns kann das nur recht sein. Julius Fries.

„Eine Revolution machen wollen, ist die Torheit unreifer Menschen, die von den Geheben der Geschichte keine Ahnung haben. Eben deshalb ist es ebenso unreif und ebenso kindisch, eine Revolution, die sich bereits einmal in den Eingeweiden einer Gesellschaft vollzogen hat, zurückdämmen und sich ihrer rechtlichen Anerkennung widersetzen zu wollen. Ist die Revolution drin in der Gesellschaft, in ihren tatsächlichen Verhältnissen, so muß sie, da hilft nichts, auch herauskommen und in die Gesellschaft übergehen.“

Gesetz und Klassenbewußtsein.

Die Frau mit den verbundenen Augen und der Krämerwaage in den Händen wird allmählich in der Auswahl ihrer Mitarbeiter ein wenig demokratischer. Der Arbeiter ist Richter geworden. Als Beisitzer bei den Arbeitsgerichten ist er an der Urteilsfindung hervorragend beteiligt.

Landläufig verlangt man vor allem Unparteilichkeit und Ueberparteilichkeit vom Richter. Lediglich das Gesetz soll oberster Richtungsweiser für sein Tun sein. Ohne Ansehen der Partei Recht zu sprechen, den Sinn des Gesetzes zu ergünden, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, das sei

das göttliche Gewerbe des Richters.

So erzählen es seit Generationen rauchgebürtige Professoren ihren Schülern. Das ist sehr schön, und es stimmt schon; nur ist es ein bißchen zu sehr für den Studierstubetrieb gesagt und ein bißchen zu wenig für die Praxis. Der Arbeiter, der keine Bluse auszieht und als Beisitzer zur Arbeitsgerichtsverhandlung geht, kann nicht mit der gleichen Leichtigkeit seine klassegebundenen Anschauungen und Ueberzeugungen ausziehen und einstecken in den Nagel hängen und schnell in ein weißes Mäntelchen der Unparteilichkeit schlüpfen. Viele und gerade sehr wertvolle gewerkschaftliche Arbeitsgerichtsbeisitzer klagen immer wieder darüber, daß sie bei den entscheidenden Sprachtaumelungen in heftige Gemütskonflikte kämen: Einerseits seien sie Richter und hätten das Gesetz anzuwenden und ihm zu folgen. Andererseits aber seien sie Arbeiter und Vertreter von Arbeiterinteressen, klassegebundene Menschen, deren Bewußtseinsinhalt mit dem Gesetzesbuchstaben im Widerspruch stehe.

Dieser Konflikt,

„Gesetz oder Klassenbewußtsein?“

der im einzelnen Arbeiterbeisitzer vielfach entsteht, ist durchaus verständlich und sein Vorhandensein braucht nicht geleugnet zu werden. Er ist auch nicht schädlich; er muß nur seinem Wesen nach klar erkannt werden, um sich lösen und fruchtbar auswirken zu können.

Freilich muß man dabei Recht und Rechtsprechung ein wenig anders betrachten, als es in den meisten Büchern steht. Die kühnen und weltfremden Schreibsich-gedantengebäude der Formaljuristen tun's nicht. Sie mögen schön sein, und die, die sie machen, mögen sich darüber freuen können, aber für eine lebendige Rechtsbetrachtung sind sie hinderlich. Die „Idee des Rechts“ in allen Ehren. Aber mit der Behauptung, daß sie die ausschließliche Gebärin aller Gesetze sei, ist uns nicht gedient, auch dann nicht, wenn diese Behauptung in mehrbändigen Büchern spitzig bewiesen wird. Man muß vom pulsierenden Leben ausgehen, wenn man die Ursprünge des Rechts erkennen will, und man muß schon ein bißchen soziologisch vorgehen, wenn man ein fruchtbares Ergebnis haben will.

Von früherer Zeit an war die menschliche Gesellschaft aufgespalten in soziale Gruppen, die sich durch Bildung und Besitz voneinander unterschieden und deren Interessen sich widerstreitend gegenüberstanden. Die herrschende Schicht aber hatte ein Interesse an inneren Frieden, da Kampf und Streit im Staatsinneren Angriffe auf das Gesellschaftsganze von außen her begünstigten und erleichterten und damit Herrschaft und Einkommen der Oberherrschaft gefährdeten. So würde die Friedenssittung zwischen den sich bekämpfenden Volksgruppen (Klassen) erforderlich. Die Interessengebiete der streitenden Gruppen mußten abgegrenzt werden; es mußte festgestellt werden, wer Recht habe; es mußte Recht „gesetzt“ werden.

Da die Herrschenden im Staate auch über die **Machtmittel des Staates** (Heer, später Polizei) verfügten, so waren sie in der Lage, kraft dieser Ueberlegenheit Gesetze zu erlassen und ihre Beachtung zu erzwingen.

Der Friede zwischen den streitenden sozialen oder Wirtschaftsgruppen wird im Interesse seines Bestandes gewöhnlich auf die Art geschlossen, daß keiner Gruppe ihre Wünsche und Ansprüche reiflos erfüllt werden. So ist jedes Gesetz ein Kompromiß, das beiden Gruppen Genugtuung geben soll. Das wird dadurch erreicht, daß sowohl die Rechtsgebanten der einen Gruppe als auch die der anderen Gruppe bei der Entstehung mehr oder weniger Berücksichtigung finden. Die Beratungen von Gesetzen in unseren modernen Parlamenten lassen das deutlich erkennen. Jede Gruppe vertritt mit Temperament und guten Gründen ihren Standpunkt. Jede hat vielfach für sich als Gruppe völlig „recht“. Im Interesse des Ganzen aber muß auf einer mittleren Linie eine Einigung gefunden werden: Das neue Gesetz, mit dem nun natürlich im Anfang beide Gruppen unzufrieden sind, bis es sich im Alltag eingepiekt hat und dort wirksam geworden ist.

Jedes Gesetz ist also ein **Generalurteil des Staates** über die Abgrenzung von klassenunterschiedenen **Macht-punkten im Rahmen der Gesellschaft.**

Ähnlich ist es mit dem einzelnen Urteil. Es ist ein schönes Märchen, daß das Gesetz so geschaffen sei, daß seine buchstabengemäße Auslegung eine Lösung für jede Streitfrage ergebe. Das Gesetz ist nur ein generelles Normalurteil für eine Anzahl häufig vorkommender typischer Fälle. Die millionenfachen Verletzungen persönlicher und sachlicher Verhältnisse im Alltag aber schaffen Tausende und aber Tausende von Konflikten, die nicht in den Rahmen jenes Generalurteils „Gesetz“ fallen, die aber unmittelbar neben diesem Rahmen liegen. Eine unmittelbare Entscheidung des Streits aus dem Wortlaut des Gesetzes heraus ist dann unmöglich. Hier hat dann die Gesetzesauslegung die Wäde zu fällen.

Der Buchstabenjurist alten Stils geht dann daran, zunächst die „legislative Idee“ festzustellen. Er will den Willen des Gesetzgebers erpüren und ihn für seine Entscheidung richtunggebend sein lassen. Oder er versucht sich in einer Wortauslegung nach dem Sprachgebrauch. Aber

er läßt die Faktoren völlig außer Betracht, die für die Schaffung des Gesetzes von ausschlaggebendem Einfluß waren und die auch für die Urteilsfindung maßgebend sein müssen: Der gesellschaftliche Eingliederungsort und das gegenläufige Klasseninteresse der streitenden Parteien.

Das Einzelurteil hat die Arbeit des Gesetzgebers (wenn auch nur in sehr bescheidenem Umfang) zu ergänzen. Es hat in den Gruppeneigenschaften jene feineren Abgrenzungen vorzunehmen, die das Gesetz als Generalurteil nicht vornehmen kann. Insofern hat das Urteil rechtsschöpferische Kraft und wirkt rechtsgestaltend, weil es die Fälle regelt, die unmittelbar neben dem Rahmen des Gesetzes liegen, und insofern leistet es der rechtsschaffenden Tätigkeit unjener Parlamente zweifellos wertvolle Hilfsarbeit.

So muß auch jeder **Arbeitsrechtsprozeß** aufgefaßt werden als ein **Einzelgesetz** der beteiligten **Machtgruppen.**

Es ist ein Stück **Klassenkampf** in gesetzlich sanktionierter Form, das sich in den Gerichtssälen abspielt, ein Teil der großen sozialen Auseinandersetzung zwischen Proletariat und Unternehmertum.

Aus vorstehendem Gesagtem geht die Art der Haltung des Arbeiters als Richter deutlich hervor. Der gewerkschaftliche Arbeitsgerichtsbeisitzer soll gar nicht neutral sein. Das Arbeitsgerichts-gesetz rechnet seinem Wesen nach mit der klassenmäßig gebundenen Einstellung des Arbeiterbeisitzers, wie es mit der Klassengebundenheit des Unternehmerbeisitzers rechnet. Eine Entscheidung gegen das Gesetz ist gar nicht erforderlich. Der Arbeiterbeisitzer kann das Gesetz anwenden, ohne mit seinem Klassenbewußtsein in Konflikt zu kommen. Nur bei der Wertung der Rechtsstatuten, bei der Beurteilung kritischer Fragen soll und muß er als klassenbewußter Arbeiter sprechen, ebenso wie der Unternehmerbeisitzer als Klassenvertreter sprechen wird. Es leben ja Rechtsgebanten beider Gruppen in dem Gesetz und schaffen so eine gewisse Dehnbarkeit und den Spielraum für die richterliche Entscheidung. Der Arbeiterbeisitzer muß diese

Kompromissnatur des Gesetzes

sehen. Dann löst sich für ihn der Widerspruch „Gesetz oder Klassenbewußtsein“ in die eindeutige Anweisung „Gesetz und Klassenbewußtsein“. Meinung und Gegenmeinung der beteiligten sozialen Gruppen sollen hier zunächst frei gegeneinander spielen. Nur so wird es dem Vor-sitzenden der meistens als Berufsrichter die praktischen Verhältnisse weniger deutlich sieht als die Beisitzerfachleute) möglich sein, die für ihn größtmögliche objektive Ansicht von der Streitfrage zu gewinnen und sie dann bei der Entscheidung zum Ausdruck zu bringen und so das Urteil zu einer wirklichen Kollektivmeinung der Spruchkammer werden zu lassen. B. A. K.

Die internationale Genossenschaftsbewegung — ein neues Wirtschaftsdament.

Der Internationale Genossenschaftsbund, dem in 33 Ländern der Welt 45 Zentralverbände genossenschaftlicher Organisationen angehören, bringt allmählich zuverlässigere statistische Feststellungen über den Umfang der genossenschaftlichen Wirtschaftsbewegung heraus, als es früher der Fall war. So erfährt man aus den „Statistiken der angeschlossenen Organisationen für das Jahr 1927“, daß die verschiedenen im Bund vertretenen Genossenschaftsarten einen Gesamtmitgliederstand von 61 1/2 Mill. Familien besitzen, was einer Bevölkerungszahl von 200 Mill. Seelen entspricht. Es ist eine gigantische Organisationskraft, wenn man bedenkt, daß Deutschland, England, Frankreich und Italien zusammen nur eine Bevölkerung von 190 Mill. Seelen besitzen. Von diesem Gesamtmitgliederstand entfallen auf Konsumgenossenschaften 60,07%, landwirtschaftliche Genossenschaften 22,49% und Kreditgenossenschaften 16,95%, also auf die wichtigsten Genossenschaftsarten zusammen 99,51%.

Was die Konsumgenossenschaften anbelangt, die in 39 Zentralverbänden organisiert sind, so beläuft sich deren Zahl auf 43 498 Vereine mit 31,2 Mill. Familien, also wiederum einer Bevölkerungszahl, die mit 124,8 Mill. die doppelte Bevölkerungszahl Deutschlands erreicht. Ihr Warenumsatz betrug im Jahre 1927: 121,2 Mill. Pfund Sterling gleich 2 1/2 Milliarden Reichsmark — ein Betrag, der dem gesamten Innenhandel Deutschlands (30 Milliarden) gleichkommt. Und der Wert der konsumgenossenschaftlichen Warenerzeugung ist unter sorgfältiger Berücksichtigung der 28 verschiedenen nationalen Geldwährungen auf 119 1/2 Millionen Pfund Sterling gleich 2385 Millionen Reichsmark berechnet.

Zur Finanzierung dieser wirtschaftlichen Güterbewegung dient ein Anteilkapital der Mitglieder im Betrage von 109,1 Mill. Pfund Sterling gleich 2182 Mill. Reichsmark, 50,1 Mill. Pf. Sterl. Reserven gleich 1002 Mill. Reichsmark, 180,5 Mill. Pf. Sterl. Leibkapital gleich 3610 Mill. RM. und 21,8 Mill. Pf. Sterl. Spareinlagen gleich 436 Mill. RM. Insgesamt werden also mit einem Betriebskapital von 7280 Mill. RM. ein Warenumsatz von 2 1/2 Milliarden RM. und eine Warenerzeugung von 2385 Mill. RM. finanziert — worin sich die Rationalisierung der konsumgenossenschaftlichen Warenverforgung im stärksten Ausmaße dokumentiert, welche aber nicht mit den privatkapitalistischen Rationalisierungsmethoden auf Kosten der Volkswirtschaft (Rationalisierung und der Arbeiter und Angestellten Arbeitslosigkeit und niedrige Einkommen) verglichen werden kann, da jene Rationalisierung einfach das Wesen der konsumgenossenschaftlichen Güterverforgung und Gütererzeugung darstellt.

Zu diesen imposanten Ziffern der konsumgenossenschaftlichen Weltwirtschaft gehören auch noch die Waren-

Zur Unterhaltung und Belehrung

Streckenarbeiter.

Wir sind Streckenarbeiter an der Bahn, schwingen die Hämmer im Bierertakt, Klid-Klad, Klid-Klad.

In unserer Kolonne sind zwanzig Mann, sechzehn tragen die Schienen heran, die übrigen vier schwingen im Takt ihre Hämmer, Klid-Klad, Klid-Klad.

Wir bauen die Gleise für die Züge der Reichen, unser Lohn 49 Pfennig die Stunde und 2 Pfennig auf die Frau, Klid-Klad, Klid-Klad.

Ob Regen, ob Sonne, wir tragen und schlagen Eisen und Steine, Klid-Klad, Klid-Klad.

Unsere Hände haben sich dran gewöhnt, sie bluten nicht mehr, unsere Mägen drücken uns nicht, sie sind leer, Klid-Klad, Klid-Klad.

Sechzehn Mann tragen die Schienen, zentnerfchwer, der Sitzzug naht, als er vorüber, sind zehn nicht mehr, Klid-Klad, Klid-Klad.

Wir sind Streckenarbeiter an der Bahn, schwingen die Hämmer im Bierertakt, Klid-Klad, Klid-Klad.

G. W.

Die Legende vom unzerbrechlichen Glas.

Ich trat durch die Haustür in einen schmalen, dunklen Gang, tapete nach der Tür zur Linken, Klopfe, und ein dünnes Stimmchen ließ mich eintreten.

An einem kleinen Tischchen sah ein altes Männchen zusammengesauert wie ein Gorn. Ein pärliger, dünner Badenbart umrahmte ein schmales, faltenreiches Trollgesicht. Hatte er ein Wamslein angehabt, wie es die Bürger der Stadt um 1500 trugen, auch das hätte mich nicht in Erstaunen gesetzt.

„Mein Uhrglas ist kaputt gegangen“, sagte ich und überreichte dem Männlein mein Erbstück.

Der Alte nahm die Uhr, wog sie in seinen feinen Händen, wie wenn er sie liebsten wollte.

„Ein schönes Erbstück“, meinte er. „Das ist noch Handarbeit, so etwas wird heute nicht mehr gemacht. Ein feines Nürnbergerisch Ei.“ Er öffnete den rückseitigen Deckel der Uhr, und freudig nickte er mir zu:

„Sie hatten Glück, das Werk ist unbeschädigt.“

Dann holte er ein kleines Holzläschen hervor und suchte nach einem dünnen, zart gewölbten Glas.

Um die Stille zu unterbrechen, und um etwas zu sagen, sprach ich lässig vor mich hin:

„Dah man noch kein unzerbrechliches Glas erfunden hat!“

Da schaute mich der Alte ernst an, und mit tiefgründigen Augen, die in ferne Vergangenheit zu blicken schienen, sprach er zu mir herüber:

„Oh, es hat bereits einen gegeben, der das unzerbrechliche Glas erfunden hat!“

„Es war um das Jahr 1500“, erzählte er. „Im Erzgebirgischen wohnte damals ein kleiner Glasbläser, der in fürstlichen Diensten arbeitete. Ein aufgeweckter Junge, der sich in seiner Küche ein kleines Laboratorium eingerichtet hatte. Hier experimentierte er oft bis in die späte Nacht hinein.“

Er wollte ein neues Glas mischen. Die wunderfeinsten Farben mischte er in die Masse. Von einem jarten, blauen Glas, das er eines Nachts gewann, formte er einen schönen Kelch.

Da pochte es leise an seine Türe.

Die Nachbarin war es, die ihn bat, doch zum Arzt zu laufen, da ihr Mann im Sterben liege.

Selbst war es, wilde Stürme brauten um das Haus, legten durch die offene Tür und bliesen den gläsernen Kelch vom Stuhl auf den harten Fußboden.

Und der Kelch zerbrach nicht. Erkannt hat er den Kelch vom Boden auf, und siehe da, er hatte keinen Sprung, nur eine kleine Einbuchtung zeigte sich an der Stelle, wo der Kelch auf den Boden aufgeschlagen war.

Nach hatte er die Mischung des bläulichen Glases in der weißglühenden Kalkschale. Er formte schnell eine kleine zarte Figur mit einem Stäbchen und ging dann einen Arzt holen.

Da er wiederkam, nahm er das mittlerweile erkaltete Figürlein, warf es auf einen harten Stein.

Und wie der Kelch, zerbrach auch das gläserne Männlein nicht.

Er hatte die Mischung wohl gemerkt. Und in jener Nacht mischte er das gleiche Glas mit dem gleichen Erfolg. Der Morgen dämmerte bereits, als er mit seinen Versuchen zu Ende war.

„Ich habe das unzerbrechliche Glas erfunden“, jubelte er.

Wenige Tage darauf hatte der Landesherr, der Besitzer der Glashütte, seinen Geburtstag.

Der junge Glasbläser hatte aus dem himmelblauen Glas einen herrlichen Kelch gefertigt. In seinem besten Anzug begab er sich zum Schloß. Da er dem Fürsten mit einem tiefen Knig den Kelch, sein Wunderwerk, überreichen wollte, ließ der Erfinder mit Absicht den Kelch zu Boden fallen. Zum Erstaunen des Fürsten und seiner Höflinge blieb der Kelch ganz. Nur eine kleine Einbuchtung zeigte wiederum die Stelle, wo der Wunderkelch auf die harten Steinfliesen gefallen war.

„Herr!“ sagte stolz der Glasbläser, „ich habe in diesen Nächten das unzerbrechliche Glas erfunden. Dieser Kelch sei ein Beweis für meine Kunst.“

Der Fürst selbst warf den Kelch zu Boden.

Der Kelch blieb ganz.

Der Hofmarschall dachte daran, daß die Glashütte so reichlichen Gewinn abwarf, daß der ganze Hof von den Ueberflüssen zu leben hatte, und er meinte, indem er ein lüftiges Rächeln aufsetzte: „Das ist Teufelswerk, durchlauchtigster Fürst, es wäre um unsere Hütte schlecht bestellt, wenn es unzerbrechliches Glas gäbe. Rein Glas, kein Teller, kein Kelch würde mehr zerbrechen. Und eines Tages mühten wir unsere Glashütte schließen, da sie keine Aufträge mehr bestäme. Wodan sollten wir dann die Kosten des Hofes bestreiten?“

Der Fürst schaute finstler drein. Auch die Höflinge dachten an die Worte des Marschalls. Sie sahen ihre Existenz bedroht.

„Der Kelch ist Teufelswerk!“ riefen plötzlich alleamt. Und der Fürst nickte zustimmend.

Er gab der Leibwache einen Wink. Der kleine Glasbläser wurde verhaftet.

Und wenige Tage darauf wurde im Städtchen, hoch oben im Erzgebirge, ein Richtblock errichtet, auf dem der Erfinder des unzerbrechlichen Glases sein junges Leben lassen mußte. Das Geheimnis der Mischung nahm er mit in die Ewigkeit.“

Die zweitgrößte Seeschleuse der Welt.

Am 4. Mai 1929 wurde in Bremerhaven der Grundstein für die Nordschleuse gelegt.

Wenn dieses Bauwerk in etwa vier Jahren vollendet sein wird, besitzt Deutschland die zweitgrößte Seeschleuse der Welt, nur noch übertroffen von jener in Ymuiden bei Amsterdam. Um den modernsten und gräßten Passagierdampfern, vor allem den beiden Dampfern „Bremer“ und „Europa“ das schnelle und sichere Einlaufen in die Bremerhavener Binnenhäfen zu ermöglichen, wird die sogenannte Nordschleuse mit einem Kostenaufwand von mehr als 30 Millionen Mark errichtet. Die gewaltige Anlage ist folgendermaßen gegliedert: Ein Vorhafen von 350 Meter Länge verbindet die Schleuse mit dem Meer; ein 450 Meter langer und 240 Meter breites Wendebassin (Ist das breit genug? Reb. W.) schließt sich der Schleuse an und bietet durch einen Verbindungsanal den Weg zu den übrigen Hafenanlagen Bremerhavens. Ueber den Verbindungsanal führt eine Drehbrücke von 112 Meter Länge, die außer zwei Eisenbahngleisen eine zweispurige Straße aufweisen wird, um die Verbindung zwischen Bremerhaven, Columbusbahnhof und Flugplatz zu ermöglichen. Die größte freie Höhe der Rajemauern beträgt 19,5 Meter, während die Gesamtkonstruktionshöhe der Rajemauern bis zu 82,5 Meter beträgt und damit der Höhe eines Wohnhauses von 10 Stockwerken entspricht.

Der Bau dieser Schleuse wurde schon vor dem Kriege in Angriff genommen, kam 1918 zum Stillstand und wurde erst wieder 1927 aufgenommen. Auch die größten Schiffe, die man voraussichtlich jemals bauen wird, können diese Schleuse passieren. Zwischen den beiden Schleulentoren mißt sie eine Länge von 372 Metern, die Schleulentorweite wird 60 Meter, die Einfahrten 45 Meter messen. Etwa 1000 Arbeiter sind täglich an dem Bau beschäftigt, vor dessen Beginn 300 Bohrbohrer bis zu 50 Meter tief in die Erde getrieben werden mußten, um den Untergrund kennenzulernen. Für das Schleulentorfundament sind 25 000 hölzerne Kämpfpfähle bis zu 26 Meter Länge (was etwa 100 Morgen Wald entspricht) verwendet worden. Für das Heranführen der Baustoffe und für die Bodenbewegung werden rund 6800 Güterzüge notwendig sein, die mit 2963 km Länge der Strecke von Bordenau bis Moskau entsprechen. An Material wird zum Bau der Nordschleuse u. a. gebraucht: 15 000 Tonnen eiserne Spundbohlen bis zu 24 Meter Länge, 12 000 Tonnen Rundbohlen und Eisenkonstruktionen, 92 000 Tonnen Zement und Traß, 350 000 Kubikmeter Kies und Sand und 250 000 Kubikmeter Beton. Rund 3 100 000 Kubikmeter Bodenbewegung ist erforderlich.

Dieser Schleusenbau ist gewissermaßen die Krönung des großen Werkes, das der Bürgermeister Smid vor 100 Jahren begann, als er den Grundstein zur alten Bremerhavener Schleuse legte. Dieses neue Werk, durchgeführt in wirtschaftlich schwerer Zeit, wird nicht nur eine technische Spitzenleistung, sondern ein Wahrzeichen wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes sein.

Gesundheitstwidrige Unarten.

Im täglichen Leben wird nur allzu leicht vergessen, daß es so etwas wie Bakterien gibt, zahllose kleine Lebewesen, die überall verbreitet sind und deren Eindringen in unseren Körper gefährliche Krankheiten, wie Grippe, Lungenentzündung, Tuberkulose, Diphtherie usw. erregen kann. Es muß zwar ein gewisser Nährboden für die Bakterien vorhanden sein, ehe sie ihr zerstörendes Wesen beginnen können, aber wer will von sich behaupten, daß er gegen Krankheitskeime aller Art gesiegt ist. Darum ist es eine unerlässliche Vorsichtsmaßnahme, daß man die gesundheitstwidrigen Unarten des täglichen Lebens nach Möglichkeit weit vermeidet oder sich abgewöhnt. Hierher gehört zunächst das Besuchen der Briefmarken mit der Zunge oder mit einem im Munde angefeuchteten Finger. Durch diese Methode, auch durch das Benetzen des Fingers mit Mundspeichel beim Zählen von Papiergeld, beim Umwenden von Buchseiten usw., ist schon oft manch Krankheitserreger in den Mund und die Rachenhöhle gelangt. Man sollte auch nie Nadeln, Nägel und Bleistifte im Munde halten, die, abgesehen von der besonderen bei Nadeln gegebenen Möglichkeit des Verschluckens usw., unter Umständen ebenfalls eine Ansteckung herbeiführen. Besonders gefährlich ist die Anstiche, Tintenstifte mit den Lippen zu beschnüffeln, oder in den Mund zu nehmen, da Vergiftungserkrankungen die Folge sein können.

Das Abküssen der Hände, Rachen usw. und das Beladen lassen durch dieselben (beides ist eine Schweinerei, Reb.), kann neben der Uebertragung von Krankheitskeimen gefährlich werden durch die Ablagerung von Würmeiern im Gesicht und auf den Händen, wobei sie leicht in den Darmkanal gelangen können.

Esse nie mit ungewaschenen Händen. Neben einer Ansteckung durch Bazillen vermerkt man hierdurch auch, daß Mehl und andere giftige oder sonst schädigende Stoffe, die bei der Arbeit nur zu leicht an den Händen haften bleiben, in den Körper gelangen. Auch sonst ist die größte Sorgfalt beim Umgang mit Nahrungsmitteln am Platze. Dahin gehört das Aufbewahren der Schwären in sauberen, vor Staub geschützten Behältern. Man vermeide es ferner, seine Stullen in Zeitungspapier zu wickeln und auf den Boden gefallene Schwären ungereinigt zu verzehren. Daß Drückerwürme giftig wirken kann, abgesehen von den dem Zeitungspapier eventuell anhaftenden Bakterien, weiß fast jedes Kind, aber auch Sand ist gefährlich, zumal wenn auf dem Fußboden vorher dreckige Eimer, Schuhe und Stiefel usw. gestanden haben.

Wir wollen mit unseren Ausführungen keineswegs die Bazillenfurcht wecken oder verstärken, sondern nur veranlassen, daß jeder selbst darüber nachdenkt, ob es nicht vorteilhafter wäre, sich diese oder jene gesundheitstwidrige Unart, die sie sich vielleicht zufällig oder aus Unachtsamkeit im Leben des Alltags angeeignet haben, wieder abzugewöhnen.

Neues vom Temperament.

Entnommen der empfehlenswerten Zeitschrift „Urania“. Probesthe stellt der Verlag in Jena gern zur Verfügung.

Die moderne Forschung bringt das Temperament mit der Konstitution, d. h. mit der ererbten Gesamtbeschaffenheit des Körpers, wie sie in seinen biochemischen, anatomischen, physiologischen und evolutiven Eigenschaften gegeben sind, in einen funktionalen Zusammenhang. Sie sieht in ihm den psychischen Ausdruck des physiologisch bedingten Lebensgefühls, der dem Organismus innewohnenden Lebensenergie. Diese hängt wieder ab: 1. von dem Zellenaufbau, der Konstitution des Organismus und 2. von Biotonus, d. h. der Höhe der in der Anlage des Organismus festgelegten Kraft- oder Energie-spannung. Diese wird bestimmt durch die Schnelligkeit und Güte des Stoffwechsels. Äußere Einflüsse, wie z. B. Ueberanstrengung und Uebermüdung, können den Biotonus nur vorübergehend aus dem Gleichgewicht bringen. Bei genügender Erholung stellt sich das Gleichgewicht immer bald wieder ein.

Der Biotonus ist nun bei den einzelnen Menschen sehr verschieden. Veränderungen in diesem vom Stoffwechsel abhängigen Spannungs- oder allgemeinen Lebensgefühl verändern auch das Tempo und die Intensität der psychischen Leistung. Mit einem schwachen Biotonus ist ein trübes Temperament, mit einem kräftigen Biotonus ein lebhaftes Temperament verbunden. Das Zentrum für die Biotonusregulation wird im Höhlengrau des dritten Hirnventrikels vermutet.

Das Temperament ist vererbt, durch Außeneinflüsse (Umwelt und Erziehung) nicht veränderbar. Nur Veränderungen in der Konstitution selbst, im Biochemismus des Stoffwechsels können das Temperament beeinflussen. Temperamentveränderungen treten deshalb auf bei schweren Stoffwechsellstörungen. So bewirken z. B. Erkrankungen im Eiweiß- und Jucker- und Fettstoffwechsel auch entsprechende Veränderungen im Temperament. Lebensfreudige, languinöse Menschen werden nach solcher Erkrankung melancholisch, ja apathisch. Gestörter Gasmehel hingegen macht (samer Lungenkrankheit im letzten Stadium zu heiteren und hoffnungsfrohen Sanguinikern. Die moderne Forschung ist gerade dabei, diese Zusammenhänge genauer festzustellen. Das Temperament bedingt nun Tempo und die Intensität der Lebensleistung. Ein starkes Temperament erhöht und beschleunigt die Lebensfunktion, ein schwaches erniedrigt und verlangsamte sie.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Lindow, Berlin SO 16, Verlagsanstalt „Courier“, G. m. b. H., Berlin SO. — Druck: Maurer & Dinnard, Berlin SO 16, Köpenicker Str. 56/58.